

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 111.

Berlin, Sonnabend den 14. September

1844.

England.

Zur Geschichte der wichtigsten abergläubischen Meinungen und Speculationen.

I. Astrologie, Alchymie, das Rosenkreuzerthum.

Während gegenwärtig kein Zweig menschlicher Thätigkeit so sehr zur Beförderung der Aufklärung, des Fortschritts und der Civilisation beiträgt, als die Naturwissenschaften, gab es einst eine Zeit, wo gerade die Beschäftigung mit diesen Wissenschaften die meiste Finsterniß über die Welt verbreitete, wo die Jünger derselben am eifrigsten bemüht waren, die Unwissenheit und den Aberglauben, zu dem die Welt ohnehin schon sehr geneigt war, auf alle Weise zu nähren und zu fördern. Jeder denkt sofort hier an die Zeit, wo die Astronomie noch der Astrologie die Schleppe tragen mußte und die Chemie noch in der Verpuppung der Alchymie lag.

Die Erscheinungen des Wahns und Aberglaubens jener Zeit lassen sich in zwei Hauptklassen theilen. Aberglauben überhaupt kann man jede falsche Ansicht von dem Verhältniß des Menschen zur Natur nennen, jeden Glauben, vermöge dessen der Mensch sich und der Natur einen Einfluß auf einander zuschreibt, der nur ein Produkt seiner Phantasie ist, also in die Natur Gesetze hineinlegt, statt sie aus ihr herauszulesen. Diese Täuschungen nun können theils mehr theoretischer oder wissenschaftlicher, theils mehr praktischer Art seyn. Von der ersteren Art sind solche, die auf einer falschen wissenschaftlichen Ansicht beruhen und sich auch demgemäß zu einem ganzen wissenschaftlichen System ausbilden. Praktisch dagegen nennen wir diejenigen Illusionen, die mehr aus dem Volksglauben entspringen und, wenn auch mit den ersteren mehr oder weniger zusammenhängen, doch auch unabhängig von jenen sich ausbilden können, und die zugleich auf das gesellschaftliche Leben im Großen einen unmittelbaren praktischen Einfluß üben.

Alle abergläubische Meinungen und Vorstellungen, die einst gäng und gäbe gewesen sind, zusammenzustellen, wäre eine endlose und vielleicht ermüdende Aufgabe. Von Interesse aber ist es, diejenigen hierhergehörigen Erscheinungen zu betrachten, welche am allgemeinsten verbreitet waren, am meisten Einfluß auf ganze Zeiten und Völker übten und daher die Gestalt großer historischer Fakta angenommen haben. Die Zahl dieser Erscheinungen ist sehr beschränkt: auf dem theoretischen Gebiet sind es Astrologie, Alchymie und das Rosenkreuzerthum, auf dem praktischen Gottesurtheile und Hexen-Prozesse. Wir geben eine kurze Geschichte derselben nach einem neuen englischen Buche von Charles Mackay: *Memoirs of extraordinary popular delusions*, in drei Bänden.

Der Ursprung der Astrologie verliert sich in das graueste Alterthum. Die Astrologen schrieben die Entdeckung ihrer Geheimnisse den alten Chaldäern zu. Jedenfalls scheint die Astrologie aus dem Orient nach Europa gekommen zu seyn. Noch jetzt bewahrt sie in den Ländern Central-Asiens ihre ganze ursprüngliche Wichtigkeit. Der königliche Astrologe ist einer der bedeutendsten Beamten am Hofe des Schachs, und kein persischer Minister würde es wagen, ohne die Sanction der Sterne eine politische Verhandlung abzuschließen oder auch nur eine Staats-Ceremonie anzuordnen. Eben so ziehen die kriegerischen Chans und Begs von Chorasan und Kurdistan nie auf einen chappow aus, bis sie sich genau von der Stunde unterrichtet, in welcher die planetarischen Einflüsse dem Rauben und Morden am günstigsten sind.

In Europa erreichte das Ansehen der Astrologie erst dann seine Höhe, als das der Alchymie zu sinken anfing. Im 13ten und 16ten Jahrhundert, wo die letztere Wissenschaft mit Verachtung, wo nicht mit Abscheu betrachtet wurde, ward ihre Rivalin nicht bloß von Männern jedes Ranges geehrt, sondern von den mächtigsten Fürsten Europa's offen in Schutz genommen. Daher fanden es auch die berühmtesten Astrologen jener Zeit weder nothwendig noch rathsam, irgend eine Bekanntschaft mit den nekomantischen Geheimnissen des Paracelsus und Cornelius Agrippa geltend zu machen. Die Folge hiervon war, daß ihre Kunst nie irgend eine Verfolgung erfuhr, und daß sie selbst von den strengsten Religioneisern tolerirt wurde. In Frankreich wurde die Wissenschaft, viele Generationen hindurch, mit orientalischer Ehrfurcht behandelt: fast jeder König, Staatsmann und Höfling nahm seine Zuflucht zu ihr; aber ihre beiden vornehmsten Patrone waren Ludwig XI. und Katharina von Medici. Bei Ludwig ist diese Inkonsequenz weniger unerklärlich; denn die ganze Geschichte dieses außerordentlichen Mannes zeigt, daß sein Geist, gleich vielen der mächtigsten, die in der Geschichte auftreten,

äußerst scharf und hell in allen weltlichen Angelegenheiten war, dagegen in allen religiösen und übernatürlichen Dingen kindisch schwach und leichtgläubig. Aber die Leichtgläubigkeit Katharina's war von einer beschränkteren Art und daher auch excentrischer. Es ist bekannt, daß sie eben so frei von religiösen als von moralischen Skrupeln war; aber die Athletin, welche über das Evangelium spottete, horchte mit der frömmsten Gelehrigkeit auf den Jargon des Nostradamus. Es giebt vielleicht keinen Souverain, von dessen beharrlicher Beschäftigung mit den geheimen Künsten so viele sonderbare Geschichten erzählt werden. Maria von Medici und Ludwig XIII. zeichneten sich Beide durch dieselbe Leichtgläubigkeit aus. Der letzte wichtige Fall, bei welchem die Dienste der Astrologie von einem französischen Souverain benützt worden zu seyn scheinen, war die Geburt Ludwig's XIV. Ein berühmter Seher wurde aus Deutschland geholt, um die Nativität des Kindes zu stellen, und das Resultat seiner Berechnungen wurde feierlich dem Hofe mitgetheilt. Es lautete kurz: Dio, aure, feliciter, Worte, die man nachher durch die Länge, den Glanz und die Unfälle der Regierung dieses Fürsten bestätigt glaubte.

In England war die Astrologie fast eben so populär als auf dem Festland, obgleich sie auf Fürsten und Staatsmänner weniger Einfluß übte. Unter Elisabeth war es eine gewinnreiche, wo nicht ehrenvolle Profession. Sie überlebte die Bürgerkriege und scheint dem Vorwurf der Papierei glücklich entgangen zu seyn, einem Vorwurf, über den sie doch durchaus nicht erhaben zu seyn scheint und der sich so vielen anderen weniger tadelnswürdigen Dingen verderblich erwiesen hatte. Wir finden jedoch, daß die frommen Veteranen des Fairfax und Cromwell sich nicht scheuten, Verheißungen des Sieges in den Sternen zu suchen, und daß bei einer Gelegenheit zwei ausgezeichnete Jünger der Astrologie mit großen Ehren im Hauptquartier der Parlaments-Armee bewirthet wurden. Nach der Restauration blieb die Wissenschaft so populär, daß es bei den Höflingen Karls II. ein Lieblingszeitvertreib wurde, in die Geheimnisse ihrer Stadtnachbarn einen Blick zu thun, indem sie die Maske von Wahrsagern annahmen. Während der Pest von 1665 sollen die Betrüger, welche auf die Gabe, die Zukunft zu prophezeien, Anspruch machten, eine enorme Menge gesammelt haben. Fast alle Schriftsteller jener Zeit sprechen von dem fatalistischen Geist, der während dieser Calamität herrschte und der, indem er bei den Einen hoffnungslosen Kleinmuth, bei den Anderen übermüthige Verwegenheit erzeugte, die Zahl ihrer Opfer nicht wenig vermehrt haben soll. Diese Bethörung wurde befördert und zu ihrem Vortheil benützt von den Wahrsagern, welche die Gewinnsucht schaaarenweise nach London zog, trotz der Gefährlichkeit des Verkehrs mit den Bewohnern. Viele von ihnen stürzte ihre verwegene Habsucht ins Grab; aber ihr Kredit scheint sich gleichwohl erhalten zu haben, bis das Ende des Schreckens den Menschen Zeit zu ruhigem Nachdenken ließ. Einige Zeit darauf fand der große Brand von London statt, und ein prophetisches Pamphlet, das im Jahre 1651 von dem famosen Astrologen Lilly herausgegeben wurde, schien dadurch eine so glänzende Bestätigung zu bekommen, daß der Verfasser vor die Schranken des Unterhauses gerufen und öffentlich ersucht wurde, der Nation seine Meinung über ihre künftigen Schicksale mitzutheilen! Der glückliche Seher war jedoch zu vorsichtig, um den unerwarteten Ruf, den sein glücklicher Treffer ihm erworben, aufs Spiel zu setzen, und man war nicht im Stande, ihm eine deutliche Prophezeiung zu entlocken. Nach der Revolution von 1688 fiel die Kunst allmählig in Mißkredit, und in Addison's Zeit wurde sie, obwohl noch öffentlich geübt, doch von unterrichteten Leuten mit sehr wenig Ehrfurcht behandelt. Während des 18ten Jahrhunderts verschwand sie fast ganz, obgleich noch jetzt Almanache erscheinen, die astrologische Speculationen enthalten.

Die vermeinte Wissenschaft der Alchymie beruhte ursprünglich auf einer falschen physikalischen Ansicht. Es war ein sehr gewöhnlicher Glaube während jener finsternen Jahrhunderte, daß alle Metalle durch einen gewissen chemischen Prozeß in reines Gold verwandelt werden könnten, und auf die Entdeckung dieses Prozeßes waren die Forschungen der älteren Alchymisten beharrlich gerichtet. Die späteren Pflücker behaupteten, ihre Kunst sey ein Rest antediluvianischer Weisheit, der von den Weisen des alten Aegypten aufbewahrt sey; auch wollten sie im Pentateuch gebrümmte Anspielungen auf die Ausübung derselben durch die hebräischen Patriarchen finden. Aber die ersten deutlichen Spuren der Alchymie sind in den Schriften gewisser griechischer Geisteslichen des vierten Jahrhunderts zu finden. Ihre Speculationen wurden jedoch wenig beachtet, bis sie von den arabischen Kabbalisten wieder aufgenommen wurden, und zwar zuerst von dem berühmten Geber aus Syrien, der im achten Jahrhundert blühte. Von den 500 Schriften über Alchymie, die man ihm zuschrieb,

hat sich nur eine erhalten. Die Schüler Geber's waren sehr zahlreich, und seine Wissenschaft war 400 Jahre lang unter seinen Landsleuten populär, ehe sie den Nationen des westlichen Europa's bekannt wurde. Dies geschah während des 12ten Jahrhunderts, und im 13ten und 14ten verschwanden die eminentesten und begabtesten Geister Englands, Frankreichs und Deutschlands ihre Energie an der Verfolgung dieses Schattenbildes.

Der gemeine Aberglauben ihrer Zeitgenossen und die absichtliche Uebertreibung ihrer Schüler und Nachfolger hat alle absurde Träumereien der Rosenkreuzer den ausgezeichneten Männern zugeschrieben, welche ursprünglich sich mit Alchimie beschäftigten. Bekannt ist die Geschichte von Roger Bacon und seiner orakelsprechenden ehernen Büste. Albertus Magnus soll das Geheimniß des animalischen Lebens gekannt, ein redendes Bild konstruirt und mitten im Winter seine Gärten mit der Wärme und Vegetation des Frühlings geschmückt haben. Arnold von Villeneuve soll sich die Macht, Unsterblichkeit zu schenken, zugesprochen haben. Seidenberg von Tritheim wurde der Nekromantie beschuldigt, und man erzählte von ihm, er habe den Geist der Maria von Burgund auf die Bitte ihres verwitweten Gatten, des Kaisers Maximilian, heraufbeschworen.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Eine Reise in den Westen.

(Schluß.)

4.

Unser fernerer Weg ging gegen Norden durch einen ungebauten, unebenen Strich Landes und wand sich in wunderbaren Schlangenlinien um den Abhang manches hohen waldigen Hügel. Die frische Morgenbrise wehte noch erfrischend fort, dennoch hatte die Sonne solche Macht gewonnen, daß uns Allen der gelegentliche Schatten einzelner Baumgruppen höchst erwünscht kam. Die Kinder wurden nicht müde, den blitzschnellen Sprüngen der fröhlich hämmernenden Sprechte zu folgen, und jauchzten laut auf, als das Geräusch der Räder drei junge Rehkälber aufschreckte, die ruhig am Fuße einer gewaltigen Eiche geruht hatten und anmutig über Berg und Thal dahinspazierten, jetzt dem Auge verschwunden, dann auf dem fernen Hügel wieder sichtbar, von dem aus sie, laut schreiend, uns ängstlich beobachteten. Es war ein lieblicher Anblick und ich fast eben so betrübt wie die Kinder, als die feenhaften Begleiter uns gänzlich verlassen hatten. Jedenfalls gehörte diese Morgenfahrt zu jenen unbedeutenden Dingen, deren man sich dennoch lange nachher noch mit Vergnügen erinnert.

Die Gewässer glänzten wie geschmolzene Diamanten, der üppige Rasen, den das ausgemergelte Europa kaum kennt, sah wie belebter Smaragd aus, und der Himmel blickte so tiefblau hernieder, die Schatten dunkelnd, dem Lichte neue Kraft verleihend. Man spreche mir nicht von Refraction der Lichtstrahlen, nicht von chiaro oscuro — dies ist schöner denn schöne Worte.

Der Weg ward immer wilder und rauher, und ich glaubte schon, Konstantinopel müsse wohl weiter seyn, als ich gedacht hatte, als unser Wagen plötzlich in ein so großes und tiefes Loch fiel, daß es die Pferde zum Stillstehen brachte. Sie waren, wie wir selbst, gänzlich unvorbereitet auf ein solches Ereigniß; denn der Boden war bisher so weich, wenn auch nicht so eben wie ein bowling green gewesen — auch grün war er über und über, denn die geringe Frequenz hatte die Gradnarbe nicht zerstören können — was hatte nun diese Fallgrube zu bedeuten?

Da es vergebens war, die Bäume und Spechte danach zu fragen, und unser eigener Wig uns keine genügende Antwort gab, so fuhren wir weiter. Einige Schritt vorwärts und wir fielen in eine ähnliche Grube. Es war der vorerdestlichste Weg von der Welt, und fast wurden wir selbst verdrückt, als wir durch ein neues Wunder unterbrochen wurden — ein entsetztes Rufen: „Jo, hebt!“ wiederholte sich in regelmäßigen Zwischenräumen und führte unsere Gedanken plötzlich an das liebe Meer, dessen Töne uns noch viel vertrauter waren, als das Gemurmel des Waldes.

„Jo, hebt! Jo, hebt!“ und das verworrene Gemurmel vieler Stimmen ward immer vernehmbarer, während wir einen Hügel hinauffuhren, dessen Seiten überall in gleicher Art ausgehöhlt waren. Als wir den Gipfel erreichten, von wo der Weg plötzlich in ein tiefes, waldiges Thal hinabführte, erblickten wir eine fremdartig schöne Scene, die Alles erklärte. Einige achtzig oder vielleicht hundert Arme waren eifrig beschäftigt, über einem Flusse, der von unserer Höhe aus kaum einem Bach gleich, das Balkengerüst einer kolossalen Mühle aufzurichten — eine Sache, die in dieser Wildniß eben so unerwartet war, als es ein Dreiecker gewesen wäre, dem das Ganze allerdings gleich. Nichts war frappanter, als der Kontrast zwischen diesem künstlichen Produkte menschlichen Scharfsinns und der majestätischen Einfachheit der Natur rings umher. Die Bäume, welche man, um Raum zu gewinnen, hatte fällen müssen, lagen in noch frischem Grün zur Seite, und so wenig war dem gigantischen Eindringling zugestanden worden, daß der Wald noch über die weißen Sparren herüberhing. Man war eben dabei, einen ungeheuren Prähm aufzurichten, und so viel Menschen, als nur eben eine Handbreit Raum oben finden konnten, wandten ihre vereinte Kraft an die Arbeit, indem sie unwillkürlich an die Anstrengungen der Illiputaner auf dem schlafenden Gulliver erinnerten.

Das Schauspiel eines „Aufrichtens“, so alltäglich es überall sonst seyn mag, ist in den Wäldern von nicht geringem Interesse, und der Müßiggänger und Knaben waren daher nicht weniger da, als der Arbeiter. Viele sprangen und sangen, lachten und jauchzten, Andere lagen in der Nähe eines einseitigen

gen Hauses, einer shanty, wie wir es nennen, das für die Erfrischung der Gäste errichtet war; denn man muß wissen, daß bei solchen Gelegenheiten die Nachbarn sämmtlich ihre eigenen Geschäfte verlassen und ihre Hülfe anbieten — aus Gefälligkeit, und nicht für Geld, indem sie kaum einen Dank und nur denselben Dienst im Nothfall erwarten. Ueberdies betrachtet man diese Zusammenkünfte als freundschaftliche Besuche, auch sind sie fast die einzige Gelegenheit für die Ansiedler, sich vergnügt zu machen.

Die Arbeit ging rasch und tüchtig von Statten; jedes Stück paste, und das Gebäude wuchs wie unter magischem Hammer. Der Meister, hellen Kopfs und klaren Auges, steht dabei, ruhig jede, auch die kleinste Bewegung leitend, und so vollständig ist das in ihn gesetzte Vertrauen, daß jeder seiner Befehle unmittelbar und pünktlich vollzogen wird. Diese Person hielt es für angemessen, die Scherze und das Gelächter der jüngeren Arbeiter mit einem gewissen Ernste zu unterdrücken, während diese, der augenblicklichen Aufregung nachgebend, die höchsten und gefährlichsten Stellen vorzogen und ihre eigene Gefahr, so wie die aller Theilhabenden, willkürlich erhöhten.

„Es ist kein Spiel jetzt, Jüngens!“ sagte der Meister.

„Nicht? Ich dachte, es wäre so! Ich sah „die Kasse aus dem Loch!““ erwiderte ein Wigbold.

„Gut, nun wißt Ihr, es ist keines, und thätet besser, wenn Ihr Eure Zähne warm hiellet“, rief der Meister zurück; „steck die Zunge in den Ellbogen und dann werdet Ihr vielleicht besser arbeiten.“

So dauerte es nicht lange, bis der letzte Balken seinen Platz gefunden hatte: von den gewaltigen Fundament-Steinen, die in unserem Wege so erfreuliche Spuren zurückgelassen hatten, bis zu den lustigen Pfeilern, welche die Umrisse des Gebäudes auf dem dunkeln, schweren Laube rings umher mit wunderbarer Deutlichkeit abzeichneten. Dies war der Augenblick des Triumphes. Die Leute, welche bisher über alle Theile des Gebäudes zerstreut gewesen waren und ihm das Ansehen einer ungeheuren Bollière gegeben hatten, stellten sich längs der Hauptbalken auf und gaben drei Hurrahs.

Es blieb nichts übrig, als dem Gebäude nach unserer Sitte einen Namen zu geben.

In diesem Thale
Steht des Gebäudes schöner Rahmen,
Wer giebt ihm einen Namen?

Darauf eine Stimme aus ferner Erde erwiderte:

Wir wollen es nennen des Müllers Pracht,
Am Tag' nehmt' er's Geld und zählt' in der Nacht!

Die ganze Gesellschaft verlegte sich, die höchst profaischen Reime auf der Zunge, in die shanty, wo Erfrischungen in Hülle vorhanden waren. Wir hatten nur eben noch Zeit, uns an einem Glase trefflichen Sprossendiers zu laben — eines Luxus, den wir „in den Wäldern“ sehr wohl zu schätzen wissen.

Walter Scott sagt irgendwo, eine Mühle habe ihm immer einen trüben, melancholischen Eindruck gemacht. Gewiß sah er nie eine aufrichten. Vielleicht besah er gerade eine, als der Weizen auf zwölf Shilling stand und dann auf sechs und nach einigem Schwanken auf vier fiel. Das könnte den Eindruck erklären.

5.

Es war dunkel, als wir unser Nachtquartier erreichten, und die Sterne tauchten einer nach dem anderen auf, ihr silbernes Licht über den dunkeln Himmel ausgießend. Wir waren mehrere Meilen von Konstantinopel, und das Haus, zu dem wir jetzt gelangten, stand einsam in der Mitte einer großen, offenen Ebene, auf der nicht ein einziger Baum zurückgelassen war. Dies war uns nicht neu: es ist der vorherrschende Geschmack dieser Gegend; dennoch gewöhnt man sich schwer an eine so barbarische Sitte. Was uns aber bei dieser Gelegenheit als neu auffiel, waren dreizehn mächtige Pfeiler, die nicht etwa das niedrige Dach der Hütte trugen, sondern im Halbkreise umherstanden, nichts als den sternbesäeten nächtlichen Himmelsbogen über sich. Ihre Umrisse zeigten ursächliche Verhältnisse: sie waren fast eben so dick als hoch und fast alle von gleicher Gestalt. Düster und unheimlich standen sie in dem lautlosen Dunkel umher und ließen der Scene eine wahre Druiden-Düsterheit.

Kein menschlich Wesen empfing uns; nur die Hunde bellten dumpf. Man wartet jedoch in solchen Fällen nicht auf ceremonielle Einladungen, und wir traten daher ohne Weiteres ein. Drinnen war's trübe.

Der Herr des Hauses, ein kräftiger Farmer von vierzig Jahren, den wir erst vor wenigen Tagen gesehen hatten, lag ausgestreckt auf einem Bette, offenbar außer Reich menschlicher Hülfe. Seine Augen hatten den eisigen Glanz des Todes und in seinen Zügen sprach sich unendliche Angst und Trauer aus, die sich auf den Gesichtern Aller, die um sein Bett herum standen, spiegelte. Ein ängstliches Schweigen, das wir natürlich nicht zu unterbrechen besorgt waren, herrschte im Zimmer, und nur in laugen Zwischenräumen ward ein schwaches Seufzen des Sterbenden laut, dem ein herzbrechendes Schluchzen des armen Weibes folgte, welche seine Stirn mit zitternder Hand trockenete. Eine Menge Kinder und zwei oder drei Nachbarn standen umher; einer der Letzteren nahm uns bei Seite und erklärte uns den traurigen Vorfall.

Der arme Mann war von einem fallenden Baume zermalmt worden. Er war ein kühner und glücklicher Bienenzüchter gewesen, und die Pfeiler, welche unsere Neugier erregt hatten, waren Trophäen seiner Triumphe. Sein Glück hatte ihn leider angetrieben, alle seine Nachbarn im Sammeln von Bienen

und der Menge von Honig, die er zu Markte brachte, übertreffen zu wollen. Jedes der dreizehn Monumente vor seinem Hause war mit Gefahr seines Lebens errungen. Es waren die Stämme von Bienenbäumen, welche mit Mühe und Noth im Walde aufgefunden und mit solcher Geschicklichkeit gefällt waren, daß die Bewohner ungestört blieben, obgleich nicht bloß der Baum selbst gefällt, sondern auch alle Theile über dem Sitz der Bienen abgehauen werden mußten. Zu dem Ende wird ein Baum oder mehrere so gefällt, daß sie für den Bienenbaum, der sonst seiner Hohlheit wegen unfehlbar zerplittern würde, ein elastisches Bett bilden. Dennoch erfordert es die größte Sorgfalt und Geschicklichkeit, das Zurückprallen des Baumes zu verhindern.

Trotz all' seiner Erfahrung und seiner Triumphe, war dem armen Mallory die ganze Wucht eines gewaltigen Stammes — die Bienen bauen meist nur in den stärksten Bäumen des Waldes — auf den Rücken und die Schultern gefallen, und obgleich kein Bruch zu finden war, zeigte doch der erste Blick, daß der Schlag tödtlich gewesen war.

Dazu kam, daß nicht allein kein ärztlicher Beistand in der Nähe, sondern des Unglücklichen Sohn auch noch genöthigt gewesen war, zwei Meilen weit zu gehen, ehe er eine Schleife und ein Paar Ochsen erhalten konnte, um den Vater nach Hause zu bringen. Was mußte die arme Frau gelitten haben, als sie ihren traurigen und beschwerlichen Weg über tausend Hindernisse in die Tiefe des Waldes verfolgte, wo sie ihn sterbend, vielleicht schon todt, finden sollte! Unsere Phantasie malt uns jedoch solche Scenen meist schrecklicher, als sie sind. Er, der den Wind säufte für das geschorene Lamm, mag auch denen seiner Kinder, deren Loos ist, die Schrecken und Gefahren der unerforschten Wildniß zu tragen, nicht jene Empfindsamkeit geben, welche dem Kummer immer neue und schärfere Waffen leiht. Ihr Leben ist ein Leben der eifrigen, rauhen Wirklichkeit, und die Nothwendigkeit unaufhörlicher Anstrengung und unermüdlicher Ausdauer ist ein nur zu genügender Schild gegen alle Auswüchse der Phantasie. Der Ansiedler geht jeden Morgen mit dem Bewußtsein an seine unglaublich schwere Arbeit, daß nur dieselbe Vorsehung, die ihn auf dem Schlachtfelde schützt, ihn vor den Gefahren seiner täglichen Arbeit bewahrt.

Hier hatten die traurigen Folgen zu kühner Wagniß unaussprechliches Wehe gebracht, und wir konnten die tiefste Angst in den beschatteten Zügen des Leidenden lesen, als er langsam die jugendlichen Gestalten überblickte und sein Auge zuletzt auf seiner Frau haftete.

„Wenn Du und sie nur verfort wären“ — sagte er mit schwacher, verlöschender Stimme — „Gottes Wille geschehe!“

Die letzten Worte waren kaum vernommen, die Empfindung aber gewiß da; denn der ruhige Ausdruck, der zu ihnen gehörte, überschattete allmählig die eingefallenen Züge.

Inzwischen war der funfzehn (engl.) Meilen weit herbeigerufene Arzt angekommen, und wir fanden in einem Nachbarhause bei dessen Bewohnern, einem alten Manne mit seiner gleich bejahrten Frau, ein freundliches Unterkommen. Vor dem Fenster tanzten auf einer niedrigen, üppigen Wiese glänzende Schaaren lustig schwärmender Glühwürmer. Der Mond war noch nicht aufgegangen, der Himmel mit dunklen Wolken bedeckt und der immer wechselnde Schimmer ihres grünlich goldenen Lichtes gab ein köstliches Bild. Dennoch wanderten meine Gedanken zu der eben verlassenen Scene zurück. War das Erscheinen und Verschwinden der kleinen, schimmernden Geschöpfe doch auch ein nur zu treues Bild unserer Anstrengungen, Erfolge und Täuschungen.

Unser Schlaf war nach den Beschwerden des gestrigen Tages so tief und ungestört, daß, als ein lautes Hammern uns erweckte, wir glaubten, der Tag sey angebrochen und der alte Zimmermann habe seine Arbeit begonnen. Er hatte jedoch ein Licht, und ich lag müßig seinen Bewegungen folgend, als mir plötzlich klar ward, daß sein Geschäft kein anderes war, als einen Sarg zu fertigen. Auch fiel mir nun ein, daß es Sonntag Morgen war.

„Nacht Ihr wirklich einen Sarg?“ frug ich, als ob solche Arbeit überhaupt so seltsam sey.

„Ja wohl“, erwiderte der Alte, „und zwar für unseren Nachbar.“

„Bitte, für wen?“

„Für Seth Mallory, Ihr wißt ja — Ihr wart ja gestern Abend da — der Mann, der gestern so fiel.“

„Mallory! So ist er also todt und so rasch —“

„Nein, ich denke, er war noch nicht ganz todt, als sie zu mir kamen und mir das Maas zum Sarge brachten. Ihr wißt wohl, sie müssen ihn bald begraben, weil es so warm ist.“

Der Gedanke machte mein Blut gerinnen. Ein Sarg für einen noch lebenden Mann und Vater! Wieder standen jene mit dem Tode ringenden Züge, jener Blick männlicher, tiefer Sorge und Zärtlichkeit für die Geliebten, die er so plötzlich verlassen mußte, vor meinen Augen. Meine Blicke waren wie festgebannt an den Sarg und ich verlor keine Bewegung des Alten. Eine weiße Schnur ward an den Seiten befestigt, der Deckel geschliffen, geglättet und festgeschraubt, und meine erhitte Phantasie sah den noch warmen Körper, aus dem das Leben kaum entschwunden war, in die düsteren, engen Banden gepreßt. — Der Tag brach an, ehe das Werk fertig war; der alte Mann löschte sorgsam das Licht aus, öffnete die Thür und legte bei dem grauen Dämmerlicht des Morgens die letzte Hand an. Er färbte den Sarg mit einer röthlichen Mischung und lebte ihn, nachdem er sein Werk in jede Richtung gewendet und mit einem Blick gewerblichen Beifalls betrachtet hatte, gegen die Außenseite des Hauses, um in den Strahlen der aufgehenden Sonne zu trocknen.

Wir frühstückten eben, als zwei junge Leute eintraten und nach dem Sarge fragten. „Wann starb er?“ — „Er athmete noch bis Mitternacht; aber seit Dunkelwerden sprach er nicht mehr.“ — „Ach“, fügte die alte Bir-

thin hinzu, „ich dachte wohl, daß er mit Ende der Nuth sterben würde. Wann wird er begraben?“ — „Nach dem Meeting!“

Diese Sitte des schnellen Begrabens ist dem ganzen Westen gemein, zumal aber, wenn sich Gelegenheit darbietet, den Todten an einem Sonntag zu beerdigen, da die Anwesenheit eines Predigers, ein Tag der Ruhe und der besten Kleider selten besser passen. — Das „Meeting“ ward an diesem Tage in einer großen Scheuer, einige Meilen von dem Hause des Verstorbenen, abgehalten. Es war ein Vierteljahrs-Meeting einer der zahlreichsten Sekten jener Gegend und große Schaaren strömten von allen Seiten herbei. Die Seiten der Scheuer waren mit Bänken von rohen Brettern und einem abgefonderten, langen Sitze für die Prediger versehen. Die Menge war so groß, daß selbst, nachdem alle Balken und sonstigen Ruhepunkte besetzt waren, noch eine große Menschenmasse sich auf die möglichst nahe herangezogenen Wagen vertheilte. Von dort aus konnten sie Alles sehr gut hören, was drinnen gesprochen ward; denn die Redner, deren sieben waren, strengten abwechselnd ihre Lungen in einer Art an, wie ich es früher nie gehört hatte.

In der Menge herrschte die größte Aufmerksamkeit und eine allgemeine Ehrfurcht und Andacht, wie sie nicht immer unseren majestätischen Kathedralen und feierlichen Orgelklängen eigen ist. Die wiederholte Erinnerung an die Geburt des Erlösers schien inmitten dieser einfachen und doch so erhabenen Scene ganz besonders angemessen. Gebet und Gesang wechselten mit den kurzen Reden der verschiedenen Prediger, und das Singen wie das Reden schien ganz willkürlich zu seyn; wenigstens ward keine Melodie angegeben. Einer der Redner begann ein Lied, und Jedermann fiel ein, einen Choral voll milder, feierlicher Melodie bildend. Dann folgte die Austheilung des heil. Abendmahls — eine Scene, die ich selten mit mehr innerer und äußerer Andacht vor sich gehen sah. Ehe die heilige Handlung zu Ende war, erschien der Sarg des unglücklichen Mallory und mit ihm sein schluchzendes Weib und die verwaisten Kinder in unserer Mitte. Einer der Prediger, seit langen Jahren Nachbar des Verstorbenen, hielt hierauf eine — natürlich unvorbereitete — Rede; wie konnte es aber in diesen Umgebungen, unter solchen Umständen an den erschütterndsten Worten fehlen?

Endlich folgte die ganze Versammlung in feierlicher Prozession zum Begräbnißplatze, einem lieblich einsamen Orte, mitten in tiefer Wildniß, jedoch sorgsam eingeebnet. Einige einzelnstehende, gewaltige Bäume beschatteten die wenigen, nur mit einem Kreuz am Kopf und einem an den Füßen bezeichneten Gräber. Schweigend ward der Staub dem Staube übergeben, und ein alter, ehrwürdiger Mann dankte dann im Namen der Familie den Freunden und Nachbarn für ihre Hülfe und Theilnahme und entließ die Versammlung mit einer Beugung seines silberschimmernden Hauptes.

Rußland.

Die Bäder des Kaukasus und die Tscherkessen.

(Nach einer polnischen Darstellung von Jelowicki.)

Nach einer dreiwöchentlichen Reise sahen wir von fern die Höhen des Kaukasus und ritten über das Meer der Steppe, wie der Segler nach dem festen Lande.

Die Kette der kaukasischen Gebirge zeigte sich uns von fern wie eine graue Wolke; am anderen Tage zog uns schwere Luft eine dichte Hülle vor die Augen, am dritten erblickten wir mit Sonnenaufgang das helle Weiß des Schneerückens, welches die Formen des Gebirges schattirte. Weit vor dem Hauptgebirge lagen, gleichsam als Vorposten, die Kinder des Kaukasus, noch ohne den Reif des Alters, in üppiger Pracht und mit den Reizen der Jugend begabt. Noch kann das menschliche Auge nicht die furchtbare Schönheit der ungeheuren Gebirgskette erfassen, und schon locken es diese jugendlichen Hügel durch ihren Reiz und Reichthum. Unter der Vorhut des Kaukasus ragen am höchsten hervor der Maschuta (Grabhügel) und der Beschtau (der Fünfgipfelige). Diese beiden Berge enthalten in ihrem Schoße die Quellen der menschlichen Gesundheit; darum haben sich die Menschen an ihrem Fuße, wie am Fuße ihrer Wohlthäter, auch am zahlreichsten niedergelassen. Dort ist das Ziel langer und beschwerlicher Reisen und der Anfang der Gesundheit für die Schwachen, ein Centralpunkt des Vergnügens für die Gesunden und der Erholung für Alle. Zwei Tage saunten wir diese Erlösungszeichen an, und erst am dritten fuhren wir nach dem Hauptort der kaukasischen Bäder am Berge Maschuta.

Tages darauf durchlief ich die ziemlich ordentlich gebauten Straßen des Badoros; die Tscherkessen, welche sich zu Pferde in dem Städtchen umher-tummelten, riefen, da sie mich für meinen Bruder hielten, den sie ein Jahr vorher kennen gelernt hatten, einander zu: *dzygid* (ein Ritter) und boten mir der Reihe nach ihre Pferde zum Kauf an. Ich kaufte mir ein herrliches Thier für 10 Papier-Rubel, und sagte darauf in Begleitung eines Tscherkessen den Maschuta hinan, dessen Gipfel wir in einer Stunde erreichten.

Der Himmel ist dort dunkelglänzend und rein, wie der Blick einer Jungfrau; die letzten Bälkchen zerstreuten sich eben von den Bergspitzen, schwankten noch unschlüssig hin und her, und nachdem sie das Grün und die Blumen bestrichen, lösten sie sich in der Ferne wohlgefällig auf. Die Sonne prangte nun ganz allein am Himmel und tränkte sich an dem süßigen Grafe der Bergspitzen. Wer die Schöpfung bewundern will, besteige den Maschuta oder den Beschtau. Steht er hier auf der scharfen Spitze des Berges, wie von der Luft getragen, und schaut hinab in die vielen Klüfte und furchtbaren Schluchten, auf die vielen Bergsplitter, über die er den Weg zur Spitze gemacht hat,

so glaubt er, es gäbe nichts Höheres mehr auf der Erde, als diesen Berggipfel; blickt er nach oben, so ist ihm doch der Himmel noch ferner, als sonst; blickt er um sich, so wird ihm der Blick so finster, daß er lange nichts unterscheidet. Zur Rechten ein Meer, zur Linken ein zweites; nach Mitternacht das weisse Meer der Steppe mit seinen bunten Bogen, nach Mittag hin die Ströme und Flüsse in brausenden Thalwindungen, hier und da sich in einen See, wie zum Anäuel, verwickelnd, dann den Knoten lösend und Wälder und Berge durchbrechend, um deren Bild abzuspiegeln. Je weiter, desto höher die Berge, welche so wunderbar aufgezogen sind, daß der eine den anderen nicht verdeckt, sondern ein jeder nur die ganze Gruppe vollenden hilft. Der eine ist von seiner Baldkrone geschmückt, der andere durch seine Felsen, der dritte durch seine Abgründe; der ist schön durch sein sanftes Ansteigen, jener durch sein plötzliches Emporspringen, ein anderer durch seinen grünen Gipfel, und der höchste von allen durch sein graues Haupt. — Und wenn er alles dieses sieht, dann ruft er unwillkürlich aus: „Hier muß das Paradies gewesen seyn!“

Während mein Vater Bäder zu nehmen begann, zog ich von Ort zu Ort und befreundete mich überall mit den Tscherkessen. Sie nannten mich einen *kunak* (guten Freund) und waren mit mir in Gesinnung und Worten stets vollkommen einträchtig.

Kamen wir nach einer *Aula* (einem Dorfe), so liefen die Bewohner uns sogleich entgegen, besahen unsere Waffen und fingen an, die ihrigen zu rühmen.

Die Tscherkessen fragen sogleich, wie man die Waffe braucht, und zeigen ihre Art, zu fechten; ich mußte deshalb vor ihnen überall Waffenproben ablegen, namentlich im Schießen. Einer griff des Anderen Mütze, warf sie in die Höhe, und ich mußte danach schießen. Diese Spielerei schien sie sehr zu vergnügen. Jeder lud mich zu sich ein; der älteste *Mirza* oder *Bimirza* erhielt von mir den Vorzug; er fügte der Einladung zur Nacht jedesmal hinzu, daß er ein Stück seiner Heerde schlachten würde.

An Schafen und Pferden sind die Tscherkessen unendlich reich; ich sah eine Heerde von Pferden, welche mehr als zweitausend Stück zählte, und zwar lauter hellfarbige. Scharfge Hoblen werden geschlachtet und verzehrt. Die bewaffneten Tscherkessen, welche die Heerden weiden, bewirthen die Gäste mit saurer Pferdemilch (*kumys*). Ich speiste gewöhnlich in Gesellschaft der Tscherkessen an ihren Tischen, die niedriger sind als unsere gewöhnlichen Stühle und an denen der Fußboden zum Sitze dient. Wir genossen Reis (*pilav*), Nührei mit Mehl und saure Milch. Die Tscherkessen essen sehr wenig, und behaupten, daß sie nur der Mäßigkeit ihr vortheilhaftes Aeußere verdanken. Ich wollte ihre Frauen sehen; sie erklärten das für unmöglich, meinten jedoch, daß ich am *Bejramosfeste*, welches sie mit ritterlichen Spielen und Tänzen begehen würden, ihre Töchter zu Gesicht bekommen würde.

Obgleich die Tscherkessen in der Zahl ihrer Weiber nicht beschränkt sind, so haben sie doch gewöhnlich nur wenige, und zwar deshalb, weil sie dieselben kaufen müssen; sie wählen gewöhnlich die Töchter ihrer Freunde; der Kaufpreis ist bestimmt durch die Herkunft der Braut und den Stand des Käufers. Der *Mirza* muß z. B. für eine Frau 500 Stäbe, der *Bimirza* 200 Pferde oder noch mehr geben. Man hält daher dort den für reich, der Töchter hat, jenen dagegen für arm, der mit Söhnen gesegnet ist.

Als wir die warmen Quellen verließen, nahte das *Bejramosfest*. In der Umgebung unserer *Aula* versammelten sich viele Tscherkessen; die Einen vergnügten sich mit Pferde-Wettrennen, die Anderen mit Scheibenschießen. Dieser Unterhaltung folgten Tänze; auf zwei Dudelsäcken wurde musiziert, und die schön geschmückten tscherkessischen Mädchen begannen in prächtiger und scheinbar unbequemer Fußbekleidung die schönsten und schwierigsten Tänze, die ich je gesehen. Ich freute mich über den schönen Wuchs der Mädchen, und man sagte mir, er komme daher, daß allen die Brust in ein Leder genäht werde, welches erst der Ehemann löse.

Vom *Bejramosfeste* kehrte ich ins Bad zurück. Dort traf ich Alles angefüllt mit Kurgästen: Armeniern, Perfern, Vagen, Offizieren und prächtig gekleideten Damen aus Petersburg und Moskau. In den Straßen stehen die Zelte der Tscherkessen, die dort ihre Peitschen und Messer zum Kauf anbieten; auf den Bergen tummeln sich die Kalmüden, die dort ihre besonderen Badewannen haben und eine Welt für sich bilden. Sie liegen den ganzen Tag in den Badewannen, worin sie das Ansehen von Fröschen haben, oder lassen sich von der Sonne braten, oder bereiten sich Pferdefleisch zum nächsten Mittagsmahl zu.

In den kaukasischen Bädern genießt man eine wundervolle Morgenluft; von den nahen Kolonien bringen schöne Mädchen Blumen, Kränze und Früchte zum Verkauf, und das rege Leben wird gemehrt durch die zu den Bädern Eilenden und die Spaziergänger, welche die Bergspitzen erklimmen, um sich an der Sonne zu laben.

Nach einigen Wochen verließen wir die heißen Bäder, um sechs Meilen weiter die saure Quelle zu besuchen. Hier herrscht schon mehr Heiterkeit, als in den Schwefelbädern, weil sich hier die gesünderen Kurgäste aufhalten. Es giebt hier keine erhabene Berge, dagegen wird in der Ebene das Auge durch einen wundervollen Blumenteyppich ergötzt. Die hiesige Luft ist so duftig und leicht, daß es hier vielleicht die gesündesten Menschen aller Gegenden giebt. Das Wasser der sauren Quelle, welches brausend hervordringt, ist so wohl-schmeckend und lodend, daß man es zu jeder Jahres- und Tageszeit ohne Maß trinken kann; man genießt es mit Wein und Zucker, am besten aber schmeckt

es ganz rein. Die Tscherkessen sagen, der liebe Gott habe von diesem Wasser getrunken, als er vom Schaffen am siebenten Tage müde gewesen. Die Tscherkessen haben ihre eigene Poesie. Ich lernte unter ihnen einen Dichter kennen, welcher Säume und Peitschen verkaufte und nebenbei arabische Verse schrieb, die er für sehr gelungen ausgab. Er zeigte mir eine große Dichtung, worin er die Geschichte der Tscherkessen seit Erschaffung der Welt sang. Die Beschreibung mußte sehr genau seyn; denn er zeigte mir auch seinen Stamm-baum, der auf einem schmalen Papier mehrere Ellen Länge einnahm, mit dem Namen *Adam's* begann und dem des Poeten *Tschybir-Much* schloß . . .

Mannigfaltiges.

— Ein Engländer über das deutsche Zeitungswesen. The German Newspaper-Press heißt ein Artikel im letzten Hefte der Foreign-Quarterly-Review, der nicht sehr geeignet ist, unseren Nationalstolz zu vermehren. Wir haben den großen europäischen Völkern sehr viel entgegenzuhalten, was die Ebenbürtigkeit unseres Geistes mit dem ihrigen beweist, und da die Presse eben nur ein Spiegel des Volksgemüths ist, so sollte man glauben, daß wir auch den über die ganze politische Welt verbreiteten Organen der Engländer und der Franzosen einige an die Seite stellen können, welche den deutschen Antheil an der europäischen Bildung darthun. Manche unter uns sind auch wohl der Meinung, daß z. B. die Augsburger Allgemeine Zeitung mit ihrer kosmopolitischen Betrachtung der Weltereignisse, mit ihren literarischen und wissenschaftlichen Beilagen, die des politischen Hauptblattes tägliche Ergänzungen sind, eine würdige Vertretung deutschen Wesens im Auslande sey, doch die Foreign-Quarterly-Review mit ihren englischen Maßstäben an den Manifestationen der Deffentlichkeit ist nichts weniger als dieser Meinung, obgleich auch sie das genannte Blatt, das sie sogar in mancher Beziehung der Times an die Seite stellt, so wie die Kölnische und die Nacher Zeitung, einer größeren Beachtung würdig hält, als das gesammte übrige deutsche Zeitungsheer. „Daß die deutsche Presse“, sagt sie, „nicht den mindesten Einfluß im Auslande besitze, geht schon aus der bloßen Thatsache hervor, daß die Presse außerhalb Deutschlands selten, wenn überhaupt, von ihren Ansichten Notiz nimmt. Findet einmal irgend ein Auszug aus deutschen in die Zeitungen Englands oder Frankreichs seinen Weg, so betrifft er sicher nichts weiter als die Geburt oder das Ableben eines Mitgliedes der deutschen Fürsten-Familien oder den Bericht über ein ungewöhnliches Naturereigniß u. dgl. Es erscheint dies um so auffallender, wenn wir damit vergleichen, welchen großen Raum die deutschen Zeitungen den Auszügen aus französischen oder englischen Blättern widmen. Keinesweges kann man als Erklärung jenes Umstandes, namentlich so weit er uns Engländer betrifft, anführen, daß uns die Ansichten und Urtheile unserer Nachbarn gleichgültig seyen. Im Gegentheil, wenn ein deutscher Engländer besucht oder ein Buch über englische Zustände und Institutionen herausgiebt, werden seine Bemerkungen und Urtheile mit der größten Deferenz aufgenommen und zuweilen sogar mit einer gewissen ungebührlichen Autorität bekleidet, was von unserer Seite auf eine sehr starke Empfindlichkeit in Bezug auf die Stelle hindeutet, die wir in der Meinung der Deutschen wie des Auslandes überhaupt einnehmen.“ — Der Reviwer sucht nun jene Erscheinung daraus zu erklären, daß in Deutschland die Zeitungen nicht sowohl, wie in England, Diener oder, wie in Frankreich, Leiter der öffentlichen Meinung, sondern, wie er behauptet, ein Regal der Fürsten seyen, indem sie entweder in deren Auftrage herausgegeben oder von deren Beamten censurirt und endlich von deren Posten, unter größerer oder geringerer Begünstigung, je nachdem man mit der Zeitung zufrieden sey oder nicht, versandt würden. Er vergleicht das deutsche Regal der Zeitungen mit dem französischen des Tabaks und fügt hinzu: „Das eine wie das andere ist von Uebelständen begleitet, die mit jedem Monopol nothwendig verbunden sind. Aller wachsamsten Kontrolle ungeachtet, ist es nämlich ganz unmöglich, das Einschmuggeln der dadurch um so vikantier gewordenen ausländischen Waare zu verhindern. Ja, die mit dem Debit betrauten Agenten haben in Deutschland wie in Frankreich die Erfahrung gemacht, daß in der Politik, wie beim Tabak, der durch nachtheilige Beimischungen herbeigeführte beißende Geschmack auf die gröberen Sinne der Massen um so stärker wirkt und den Absatz ansehnlich vermehrt. Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, wenn wir, bei aller Censurstrenge, gerade die verbotenen Früchte über ganz Deutschland verbreitet finden.“ — Der Reviwer meint, man sollte zwar glauben, es könnte ein solcher Zustand unmöglich noch von langer Dauer seyn, indessen lasse sich darüber gerade für Deutschland, wie reif man dort auch für alle höhere Begriffe und für alle Wohlthaten der Civilisation sey, keine irgend annähernde Konjektur wagen. „Zum Beleg“, fügt er hinzu, „wollen wir nur darauf hinweisen, daß im vorigen Jahre, im Jahre 1843, das tausendjährige Bestehen Deutschlands, als einer integralen, politischen Macht, das von dem Vertrage von Verdun datirt, gefeiert wurde. Geben wir nun auch zu, daß politische Freiheit eine Pflanze von sprüchwörtlich langsamem Wachsthum ist, so darf man uns doch, nachdem ein Jahrtausend darüber hingegangen, die Vermuthung zu gut halten, daß der deutsche Boden, wie sehr auch historisch berühmt wegen seiner Fruchtbarkeit in der Erzeugung von Systemen bürgerlicher und religiöser Freiheit, doch völlig ungeeignet sey, seine eigenen Keime zur Reife zu bringen. Erst wenn sie nach einem anderen Boden, nach einem anderen Klima verpflanzt sind, dann pflegen die Riesengedanken Deutschlands zu ihrer vollen Entwicklung zu gelangen.“